

Baden im Spiegel seiner Gäste

Autor(en): **Münzel, Uli / Schweizer, Hans Jörg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Badener Neujaersblätter**

Band (Jahr): **55 (1980)**

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-324054>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Baden im Spiegel seiner Gäste

Poggio

Der Brief Poggios an seinen Freund Niccoli ist der erste und der berühmteste Reisebericht über Baden. Wer Poggio war und aus welchem Grund er sich in Baden aufgehalten hat, kann in der vorstehenden Abhandlung von Robert Mächler nachgelesen werden. Dort werden auch die frühen, selten gewordenen Ausgaben der Werke Poggios erwähnt. Es soll deshalb hier nur noch auf einige Curiosa hingewiesen werden. In Baden sind zwei Übersetzungen ins Deutsche bekannt: eine aus dem Jahre 1780, die B. Fricker in seiner «Anthologia ex Thermis Badensibus» abgedruckt hat, und diejenige in der «Badenfahrt» von David Hess 1818. Da beide Übersetzungen den heutigen Anforderungen nicht mehr entsprechen, hat Dr. Hans Jörg Schweizer, Lehrer für alte Sprachen an der Kantonsschule Baden, eine neue Übersetzung geschaffen, die nachfolgend wiedergegeben wird.

Bibliographie

1. Die Bäder zu Baden in der Schweiz. Eine Beschreibung derselben aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Mit neun Anmerkungen. Für Schweizer und Ausländer gar nützlich und lustig zu lesen. Gedruckt für beyderley Geschlecht. 1780. 48 Seiten. Als Druckort wird Florenz angegeben. Dies ist aber ein fingierter Druckort, der eher in Zürich oder möglicherweise sogar in Baden zu suchen ist. Das Büchlein ist recht ansprechend gedruckt. Neben dem Titel ist ein symbolischer Kupferstich von J. K. Mayr, Lindau, eingehftet. Er zeigt ein von Putten umgebenes Himmelbett, auf dem zwei brennende Herzen liegen. Die «Gesellschaft der Herausgeber» teilt ehrlicherweise die Quelle der Übersetzung mit: «Monatschrift Teutsches Museum, und zwar aus dem 6ten Stück, Monath Junius, des 1779ten Jahrs».
2. Les Bains de Bade au XVe siècle par Pogge, Florentin. Scène de mœurs de l'age d'or. Traduit en français pour la première fois par Antony Méray. Texte latin en regard. Paris, Isidore Liseux, 5, rue Scribe, 1876. 72 Seiten. Das sehr hübsche bibliophile Bändchen erschien in einer Reihe «Petite collection IN-18 Elzevierien, Papier de Hollande, titre en rouge et noir». Einleitung, Nachwort und Anmerkungen geben die notwendigen Erklärungen.
3. Um ein Curiosum ganz besonderer Art handelt es sich bei nachfolgendem Werk. Es ist nicht etwa eine Übersetzung von Poggios Brief, sondern eine phantasievolle Ausweitung zu einem kleinen Roman voller erotischer Abenteuer. Entsprechend sind auch die Illustrationen. Das Werk wurde gleich zweimal aufgelegt, zwar jedesmal bibliophil ausgestattet, aber mit vollständig anderem Druck und andern Illustrationen. René Boylesve: Les bains de Bade. Petit roman d'aventures galantes et morales.

a) Avec six gravures originales et des ornements divers par Arm. Rassenfosse. Aux armes de France. Société des dilettantes. Paris 1911. 128 Seiten.

b) Illustrations par George Barbier, gravées sur bois par Georges Aubert. Les éditions G. Crès et Cie. Paris, 21, rue Hautefeuille, 1921. 152 Seiten.

Uli Münzel

Poggio grüsst sehr herzlich seinen Niccolò¹

Es freut mich, wenn es dir gut geht, mir jedenfalls geht es gut. Durch einen Kollegen liess ich dir einen Brief zukommen aus Konstanz, um den 20. Februar, wie ich meine; wenn du ihn erhalten hast, hat er dich gewiss lachen gemacht. Er war nämlich ziemlich ausführlich, vollgestopft mit Scherzen und Witzen. Ich berichtete darin viel über die hebräische Sprache, mit der ich mich gerade abmühte; ich machte mich ordentlich lustig insbesondere über meinen Lehrer, da ich entdecken musste, dass er einer von den Konvertiten aus dem Judentum zum Christentum ist, ein geistiges Leichtgewicht, ein geistloser und unbeständiger Mann. Die Sprache also und seine Lehrmethode, weil roh, ungebildet und wild, bedachte ich mit allerlei sanftem Spott.

Nun muss ich allerdings annehmen, dass jener Brief und ebenso ein zweiter, den ich an Leonardo² schrieb, nicht in eure Hand gelangt sind. Denn, weiss Gott, bei deiner Pünktlichkeit im Briefeschreiben hättest du nach einer Weile geantwortet und dich vielleicht sogar mit mir gefreut über meinen neuen Anlauf in einem neuen Lehrgegenstand; du hast mich ja öfter aufgefordert, gründlich Hebräisch zu lernen. Selbst wenn ich nun gewahr werde, dass es für meine philosophische Bildung von keinerlei Nutzen ist, so trägt es doch zu meinen humanistischen Studien etwas bei, sei es auch vor allem darum, dass ich die Übersetzungstechnik des Hieronymus³ kennengelernt habe.

Diesen Brief aber schreibe ich dir unmittelbar aus dem Bade; nachdem ich mich dahin begeben habe, um meine Handgelenke zu kurieren, lohnt es sich, glaube ich, dir Lage und Anmut des Ortes, zugleich auch das Benehmen der Leute hier zu schildern, und die Badebräuche dazu.

Viel Aufhebens machen die antiken Schriftsteller von den Bädern in Puteoli⁴, wohin, um sich zu vergnügen, fast das ganze römische Volk strömte: Doch in keiner Weise, glaube ich, konnten es die Bäder von Puteoli mit den hiesigen in der Annehmlichkeit aufnehmen, und man darf sie überhaupt nicht mit unserm Bade hier vergleichen. Denn zum angenehmen Aufenthalt in Puteoli trug mehr die Lieblichkeit der Gegend und der Bauten Pracht bei als die frohe Laune der Menschen oder der eigentliche Badebetrieb. Während hier jedoch die Gegend Geist und Gemüt keine oder nur geringe Entspan-

nung gewährt, bietet alles andere unendliches Wohlbefinden, so dass ich oftmals meine, Venus sei aus Cypern mit allem, was es auf der Welt an Lustbarkeiten gibt, hierher zu diesem Bade gepilgert⁵: So hingegeben widmet man sich hier ihrem Dienst, so präzis nehmen sie es hier mit ihrem Kult in Ernst und Ausgelassenheit, dass mir scheint, die Leute seien, wiewohl sie gewiss nicht bei Heliogabal in die Schule gegangen sind⁶, von der Natur selber hinreichend zu diesem Tun gebildet, hinreichend von ihr gelehrt.

Doch da ich eben im Begriffe bin, dir dies Bad hier zu beschreiben, möchte ich nicht unterlassen, dir den Weg, auf dem man von Konstanz hierher gelangt, zu nennen, damit du daraus schliessen kannst, in welchem Teile Galliens es gelegen sei. Am ersten Tag gelangten wir im Boot auf dem Rhein zur Stadt Schaffhausen, 24 Meilen weit; danach mussten wir, weil der Fluss in einem riesigen Wasserfall zwischen abschüssigen Bergen über schroffe Felsen rauscht, zehn Meilen weit zu Fuss gehen. Wir machten Station bei einem Schloss, das über dem Rhein gelegen ist, mit Namen Kaiserstuhl; das bedeutet in einheimischer Zunge des Kaisers Wohnsitz. Dass dieser Ort einst ein Römerlager gewesen, schliesse ich aus dem Namen wie aus seiner günstigen Lage, das heisst: er liegt auf einem markanten Hügel hoch über dem Fluss; eine kleine Brücke stellt die Verbindung zwischen Gallien und Germanien her.

Auf unserm Weg sahen wir also den Rheinfeld, wie er zwischen vorstehenden Felsen von hohem Berg sich stürzt, unter grossem Krachen und Getöse, dass man glauben könnte, er selber beklage und bejammere den eignen Fall. Da kam mir in den Sinn, was man von dem reissenden Nilkatarakt erzählt, und es wundert mich nun gar nicht, dass man die Anwohner dort ringsum wegen seines auffallenden Tosens und Krachens für taub hält⁷, da man schon von unserm Fluss, den man angesichts des Nils für einen blossen Bergbach halten kann, im Umkreis von etwa drei Stadien das Tosen zu hören vermag.

Darauf kommt dann Baden, eine ziemlich reiche Stadt – in der Sprache der Alemannen nach dem Bade so benannt –, gelegen in einem Talkessel, den rings hohe Berge umragen, an einem grossen, reissenden Flusse, der in den Rhein mündet sechs Meilen unterhalb der Stadt. In der Nähe der Stadt, vier Stadien weit, ist über dem Fluss ein herrlicher Gebäudekomplex erbaut, um die Quellen zu nutzen. In der Mitte dieses Komplexes ist ein sehr weiter Platz, und ringsum liegen prächtige Gasthäuser, die eine Menge Leute beherbergen können. Die einzelnen Gebäude haben ihre eigenen Bäder im Innern, in welchen diejenigen für sich baden, die dort abgestiegen sind. Bäder im ganzen, gemeine wie private, sind es ungefähr dreissig: Gemeine gibt es

zwei in aller Öffentlichkeit auf beiden Seiten des Platzes, die Badebassins der Menge und des niedern Volkes, in welche Frauen und Männer, Jünglinge und unverheiratete Mädchen und der Abschaum des Volkes, das von überall herzudrängt, hinabsteigen. In diesen Bassins scheidet ein durchbrochener Verschlag, wie er jedenfalls nur Friedfertigen Respekt einflösst, die Männer von den Frauen. Es macht Spass zuzusehen, wie abgetakelte Weibsbilder zusammen mit jüngeren nackt vor den Augen der Männer ins Wasser steigen und ihre Scham und ihre Hinterbacken den Leuten zur Schau stellen. Gelacht hab' ich öfter über dieses so herrliche Schauspiel, während vor mein inneres Auge die Spiele des Florafestes⁸ traten, und bei mir selber bewunderte ich die Einfalt dieser Leute, die auf das alles nicht besonders aufmerken noch irgend etwas argwöhnen oder es mit spitzer Zunge glossieren.

Die Bäder jedoch, die in den Privathäusern sind, sind überaus fein, und auch sie werden von Männern und Frauen gemeinsam benutzt. Eine Art Bretterverschlag scheidet sie in zwei Hälften, und darein sind sehr viele Fensterchen eingelassen, durch welche sie miteinander trinken und schwatzen, von der einen nach der andern Seite sich sehen und miteinander anbändeln können, wie das bei ihnen gang und gäbe ist. Über den Bassins laufen rundum Estraden, auf welchen die Leute sich einfinden, um zuzuschauen und miteinander zu plaudern. Denn jedermann darf besucheshalber, zu einem Gespräch, um eines scherzhaften und entspannenden Vergnügens willen die Bäder der andern aufsuchen und sich dort aufhalten, so dass man die Frauen beim Aussteigen aus dem Wasser und beim Hineinsteigen betrachten kann, wie sie am grösseren Teil des Körpers nackt sind. Keine Türhüter überwachen die Zugänge, keine Türen stehen einem im Weg, keiner argwöhnt Unanständiges. An mehreren Orten benützen gar Männer und Frauen denselben Eingang ins Bad, so dass es sehr oft vorkommt, dass ein Mann einer nackten Frau, eine Frau einem nackten Manne begegnet. Die Männer tragen lediglich einen Lendenschurz, die Frauen aber ziehn sich beinlange Leinengewänder über, die freilich an der Seite ganz offen sind, so dass sie weder Hals noch Brust noch Ober- und Unterarme bedecken.

Öfter speisen sie geradewegs im Wasser auf gemeinsame Kosten, wobei ein auf dem Wasser schwimmender Tisch gedeckt wird; auch Männer pflegen bei diesen Gastereien dabeizusein. Sogar ich ward in dem Haus, in dem ich badete, einmal zu einer solchen Veranstaltung eingeladen; selbstverständlich zahlte ich meinen Beitrag, dabeisein wollte ich nicht, mochte man mich auch noch und noch bitten. Nicht, dass ich Hemmungen gehabt hätte – das gilt als hinterwäldlerisch und unfein –, sondern meine Unkenntnis der Sprache hielt mich ab. Blöd käme ich mir vor als Italiener, der ihre Sprache

nicht kennt, zusammen mit den Damen im Wasser zu sitzen, stumm und sprachlos, wo ich mir den ganzen Tag schlüpfend und nippend hätte vertreiben müssen. Zwei meiner Freunde jedoch gingen ins Bad und befanden sich sehr wohl dabei, waren mit ihnen zusammen, flirteten, tranken und assen mit ihnen, machten Konversation, wenn auch mittels eines Dolmetschers; von Zeit zu Zeit fächelten sie den Damen Kühlung zu: Es fehlte nur noch jenes Bild, auf welchem dargestellt ist, wie Jupiter Danaë durch das Dach als goldener Regen sich genaht, und so weiter⁹. Die beiden allerdings waren mit dem leinenen Frauengewand bekleidet, wie es Brauch ist für Männer, wenn sie ins Frauenbad gehen. Ich aber schaute von der Estrade aus alles mit an: ihre Umgangsformen, ihre Geselligkeit, die Anmut ihrer Lebensform, Freiheit und Ungebundenheit ihres Lebens bezog ich in meine Betrachtungen ein. Ganz wunderbar ist zu sehen, in welcher Einfachheit sie leben, in welcher Vertrauensseligkeit. Seelenruhig und ohne mit der Wimper zu zucken, sahen Männer zu, wie Fremde mit ihren Frauen flirteten; allem gewinnen sie eine positive Seite ab. Nichts ist so schwierig, dass sie es nicht durch ihre Lebensart leicht machten. Sie hätten geradezu in den Staat Platons gepasst, weil ja dort alles gemeinsam war¹⁰; selbst Leute also, denen seine Lehre so fremd als nur möglich ist, lassen sich in des Meisters Gefolgschaft finden. In einigen Bädern halten sich Männer und Frauen gemischt auf, wenn sie verwandtschaftlich oder freundschaftlich miteinander verbunden sind.

Pro Tag drei oder vier Mal betritt man das Bad, bringt darin den grössern Teil des Tages zu, teils mit Singen, teils mit Trinken, teils mit Reigentänzen; sie machen nämlich auch im Wasser Musik, wenn sie sich dort ein wenig niederlassen. Bei alledem am reizendsten anzuschauen sind die Mädchen: schon dem Manne erblüht, schon voll im heiratsfähigen Alter, mit strahlendem und freiem Antlitz, Göttinnen gleich in Gestalt und Gehaben; beim Musizieren und Singen nämlich ziehen sie ihre Gewänder ein wenig nach rückwärts und lassen sie auf dem Wasser hin und her wallen, so dass du glauben könntest, du habest eine geflügelte Venus vor dir. Die Frauen haben die Gewohnheit – wenn die Männer über ihnen auf sie herabschauen – scherzend um eine Spende zu bitten. Also wirft man ihnen kleine Münzen zu – den schöneren gewiss –, welche sie teils mit den Händen auffangen, teils, indem sie ihre Leinengewänder aufspannen, wobei die eine die andere zur Seite drängt; bei diesem Spiel werden auch verborgenere Teile des Körpers enthüllt. Man wirft ihnen ausserdem auch Kränze von allerlei Blumen zu, mit welchen sie ihr Haupt schmücken, während sie sich im Bade tummeln.

Ich fühlte mich durch diese ausgelassene, lebensbejahende und scherzfreudige Fröhlichkeit angezogen, und, da ich nur zweimal am Tag badete, verbrachte ich die übrige Zeit damit, die Bäder der andern zu besuchen, immer und immer wieder Münzen zu werfen und Kränze, genau wie die andern. Denn es war auch nicht die rechte Zeit, etwas zu lesen oder über etwas nachzudenken, da ständig Musik – Flöten, Zither und Gesang – einen von allen Seiten umtönte. Ja, schon allein die Absicht, sich hier als einziger geistig betätigen zu wollen, wäre höchster Wahnsinn gewesen, besonders für einen, der nicht so ist wie der allbekannte Selbstquäler Menedemus im Heautontimorumenos, vielmehr ein Mensch, den nichts fremd dünkt, was menschlich ist¹¹. Zum höchsten Vergnügen fehlte der sprachliche Kontakt, der bei allem doch das Wichtigste ist. Deshalb blieb mir nichts anderes als meine Augen an den Damen zu weiden, ihnen nachzugehen, sie in die Musikstunde zu begleiten und wieder heimzuführen¹²: Um sie zu werben, war überdies Gelegenheit, und dies in der beschriebenen so grossen Freiheit, dass ich das Gesetz gegen unrechtmässige Bewerbung nicht zu fürchten brauchte¹³.

Ausser diesen vielfachen Annehmlichkeiten gibt es noch eine weitere, und keine geringe: Eine grosse Matte liegt hinter dem Bäderquartier in der Nähe des Flusses, von vielen Bäumen überdacht; dort treffen sich nach dem Essen von überall her die Gäste: Da gibt es dann allerlei Unterhaltung. Einige führen Tänze auf, einige singen; die meisten spielen Ball, freilich nicht auf unsere Art, sondern Männer und Frauen werfen einen Ball voller Schellen einer dem andern zu, natürlich einem bevorzugten Partner. Dann läuft man von allen Seiten herzu, ihn aufzufangen; wer ihn erwischt, gilt als Sieger, und der wirft nun seinerseits den Ball nach einer Person, die ihm sympathisch ist, während viele nach ihm haschen mit ausgestreckten Händen. Doch er selber täuscht sie und tut bald so, als ob er ihn diesem, bald so, als ob er ihn jener zuwerfen wolle. – Vielerlei Kurzweil gibt es noch ausserdem, die zu beschreiben zu weit führen würde. Darüber aber habe ich ausführlicher berichtet, damit du aus dem wenigen ersehest, was für ein bedeutender Ableger der epikureischen Schule sich hier befindet. Und ich glaube gar, dass unser Ort der ist, wo der erste Mensch erschaffen wurde; Gan Eden nennen ihn die Juden, das heisst Garten der Lust. Denn wenn Lust ein glückseliges Leben herbeiführen kann, so sehe ich nicht, was diesem Orte fehlte zur vollendeten und nach jeder Seite vollkommenen Lust.

Wenn du aber fragst, wie die Heilkraft des Wassers sei, so muss ich antworten: verschiedenartig und vielfach, ganz besonders eine Wirkung aber ist wunderbar und beinah göttlich: Ich behaupte, dass es nirgends auf der Welt

ein Bad gibt, das für die Fruchtbarkeit der Frauen förderlicher wäre. Da also recht viele wegen ihrer Unfruchtbarkeit herkommen, erfahren sie die wunderbare Kraft dieses Bades; denn sie befolgen sorgfältig die Vorschriften, nach welchen die Heilmittel bei den Frauen angewandt werden, die nicht empfängnisfähig sind.

Neben anderem aber ist folgendes erwähnenswert: die unzählbare Menge von vornehmen und gleichermassen von gewöhnlichen Leuten, die 200 Meilen weit hierher kommen, nicht so sehr um der Gesundheit als um des Vergnügens willen; alle, die verlobt sind, alle, die auf Freiersfüssen gehen, alle, für die das Leben im Genuss sich gründet, eilen hierher, um zu geniessen, was sie sich erwünschen. Viele körperliche Leiden täuschen sie vor, während sie sich innerlich bedrängt fühlen. So siehst du hier zahllose sehr schöne Frauen ohne ihre Männer, ohne Verwandte, mit zwei Zofen und einem Knecht oder irgendeinem alten Mütterchen aus der weitläufigen Verwandtschaft, das man geschwinder hinters Licht führen als satt machen kann: Eine um die andere jedoch kommt – je nach Vermögen – mit Roben, Gold, Silber und Edelsteinen angetan daher, dass du ausrufen möchtest, sie sei nicht zur Badekur, sondern zu einer hochherrschaftlichen Hochzeit hergereist. Auch vestalische Jungfrauen¹⁴ oder – um eher die Wahrheit zu sagen – Florapriesterinnen, auch Äbte, Mönche, Ordensbrüder, Priester leben hier in grösserer Freiheit als die übrigen, und zumal, wenn sie mit den Frauen zusammen im Bad sind und auch ihr Haar mit Kränzen schmücken, sind alle ihre religiösen Skrupel verfliegen. Allen steht der Sinn nur darnach, der Traurigkeit zu entfliehen und die Fröhlichkeit zu gewinnen, an nichts Gedanken zu verschwenden ausser, wie sie heiter dahinleben, wie sie die Freuden geniessen können. Es geht dabei nicht darum, die allgemeine Freude zu verzetteln, sondern alle teilhaben zu lassen an den Freuden des einzelnen.

Es ist ganz wunderbar, dass in einer so grossen Menge – es sind nämlich ungefähr tausend Menschen –, bei so verschiedenem Herkommen, in einer so trunkenen Schar, kein Streit aufkommt, kein Zwist, keine Entzweiung, kein Misston, kein böses Wort. Männer schauen zu, wie man mit ihren Frauen anbändelt, schauen zu, wie sie sich mit Fremden unterhalten, sogar in ganz vertraulichem Umgang; überhaupt nicht lassen sie sich dadurch aus der Ruhe bringen, über nichts wundern sie sich: Alles, glauben sie, geschehe in gutem und freundschaftlichem Geiste. Deshalb hat bei ihnen der Ausdruck «eifersüchtig», der doch bei uns sozusagen alle Ehemänner unter Druck hält, keinen Raum; unbekannt ist ihnen dieses Wort, nie gehört: Sie kennen diese Art von Krankheit nicht; einen Ausdruck, womit sie dieses Leiden bezeichnen könnten, haben sie nicht. Und kein Wunder, dass es für diese Sache

bei ihnen keinen Ausdruck gibt, da die Sache selber ja gar nicht existiert! In der Tat hat man nämlich bis heute keinen unter ihnen finden können, der eifersüchtig wäre.

Oh, wie verschieden von der unsern ist doch ihre Lebensart! Allem geben wir immer eine negative Auslegung, immerfort haben wir an Verleumdungen unsere Freude und an kleinlicher Kritik, und dies in solchem Masse, dass wir, sowie wir eine Geringfügigkeit auch nur vermutungsweise entdecken, sogleich beteuern, wir seien einem handgreiflichen Skandal auf der Spur. Gar manches Mal beneide ich diese Leute um die Ruhe ihres Gemüts, und ich verfluche die Verkehrtheiten in uns selber, die wir immer etwas zu gewinnen suchen, immer auf etwas aus sind, die wir Himmel, Erde und Meer um und um kehren, um Geld aus ihnen herauszuklauben, doch mit keinem Erwerb zufrieden, von keinem Gewinn gesättigt sind. Während wir erschauern vor künftigen Katastrophen, stellen wir uns in unserem fortwährenden Unglück und unseren Ängsten zur Schau, und im Bemühen, nicht ins Unglück zu fallen, hören wir nie auf, unglücklich zu sein: Auf materielle Güter immerzu versessen, widmen wir uns niemals unserem Gemüte, nie unserem Körper. Doch diese Leute leben, mit wenig zufrieden, in den Tag hinein, machen, wie es ihnen beliebt, den Tag zum Festtag, ohne auf Reichtümer aus zu sein, die ihnen gar nicht nützen, freuen sich an dem, was sie haben, beben nicht vor der Zukunft; wenn ihnen etwas Widriges widerfährt, tragen sie es mit Gelassenheit. So werden sie reich allein nach der Sentenz: «Solang er lebte, hat er wohl gelebt»¹⁵.

Doch lassen wir das Thema; es ist nämlich nicht meine Absicht, auf die Leute hier eine Lobrede zu halten und auf uns eine Schelte. Ich will vielmehr, dass mein Brief von Anfang bis Ende von Fröhlichkeit voll sei, damit von dem Lustgefühl, welches ich hier in den Bädern in machtvoller Gegenwart erfahren habe, auch du daheim durch meinen Brief einen kleinen Hauch verspüren könntest.

Lebe wohl, mein liebster Niccolò; lass bitte unsern Leonardo – da unter Freunden ja alles gemeinsam ist¹⁶ – teilhaben an diesem Brief. Lasst in meinem Namen Nicola und Lorenzo grüssen und sagt auch Cosimo einen Gruss¹⁷.

Aus dem Bade am 17. Mai (1416).

Nachweise (Die Ziffern beziehen sich auf die Anmerkungen im Text.)

Der Übersetzung ist, mit einigen geringfügigen Abweichungen, der Text der Ausgabe *Poggii Epistolae, ed., coll. et emend., ordine cronologico disposuit notisque illustravit T. Tonelli* (Florenz 1832, Neudruck Turin 1963), vol. I, epist. 1,1 zugrunde gelegt (S. 4, Z. 18 v. o. «*vallus quidam interrarus*» schlägt der Übersetzer vor zu verbessern in «...*interrarus*»).

Personen, Anspielungen und Zitate:

- ¹ Niccolò Niccoli (um 1364–1437), Kaufmann in Florenz; väterlicher Freund und Gönner Poggios.
- ² Wohl Leonardo Bruni aus Arezzo, genannt Arretinus (um 1369–1444); am 29. Mai 1416, «an welchem Tag Hieronymus von Prag hingerichtet wurde», schrieb Poggio – nun wiederum in Konstanz – an Bruni über dieses Ereignis einen Brief, der im ersten Satz auf unsern Brief Bezug nimmt: «Als ich für mehrere Tage in einer Badekur weilte, schrieb ich an unsern Freund Niccolò aus Baden einen Brief, von dem ich annehme, du werdest ihn zu lesen bekommen» (epist. 1,2 Tonelli). Dem entspricht in unserm Brief eine Bemerkung im letzten Absatz.
- ³ Hieronymus aus Dalmatien, der Kirchenvater und Bibelübersetzer im 4. Jahrhundert (Vulgata).
- ⁴ Gemeint sind wohl alle die berühmten Thermalbäder an der Bucht von Puteoli (Pozzuoli), samt dem vielbesuchten Baiae; bekannt und anschaulich die Schilderung von Baiae durch Seneca, epist. 51, rühmend Plinius, nat. hist. 31,4 f.
- ⁵ Venus, die Göttin des Liebpreizes, griechisch Aphrodite, hatte in Paphos auf Cypern einen ihrer Hauptkultorte; zu ihrem Gefolge gehören Eros, der Liebesgott, Grazien und Nymphen.
- ⁶ Heliogabal (Elagabal), Syrer von Geburt, römischer Kaiser 218–222; seine exzentrische und orientalisch ausschweifende Lebensweise und seine religiösen Bestrebungen erfuhren durch die Biographen eine üppige Ausschmückung. Poggio spielt – schon durch die Wahl des Wortes *contio* – eindeutig auf folgende Passage an: «Aus dem Zirkus, dem Theater, dem Stadion, von allen Orten und Bädern berief er sämtliche Dirnen in ein Staatsgebäude und hielt mit ihnen sozusagen eine militärische Versammlung ab; er redete sie mit ‚Waffenbrüder‘ an und erörterte mit ihnen die verschiedenartigen Stellungen beim Liebesgenuss» (Historia Augusta, Antoninus Heliogabalus 26,3).
- ⁷ Über den grossen Nilkatarakt zirkulierten im Altertum sagenhafte Nachrichten, die u. a. auch Cicero an einer berühmten Stelle seines Werkes aufleben liess: «... genau so, wie dort, wo der Nil bei den sogenannten Katarakten sich von höchsten Bergen hinunterstürzt, das Volk, welches jene Gegend bewohnt, wegen der Stärke des tosenden Lärms den Gehörsinn eingebüsst hat» (Cicero, de re publica 6,19).
- ⁸ Flora, alte römische Gottheit der blühenden Natur; die Ludi Florales Ende April waren ein ausgelassenes Volksfest mit Spielen, «bei denen neben allerhand andern Lustbarkeiten besonders Mimen aufgeführt wurden und die Tänzerinnen auf Verlangen des Publikums sich entblößen mussten» (G. Wissowa, Religion und Kultus der Römer, 2. Aufl., München 1912, 197, unter Verweis auf Zeugnisse u. a. bei den Kirchenvätern Laktanz und Tertullian).
- ⁹ Die ganze Szene atmet komödienhaften Geist und gipfelt in einer zitatartigen Anspielung auf eine Stelle des altlateinischen Komödiendichters Terenz (2. Jahrhundert

v. Chr.): Ein junger Mann, der sich in der Verkleidung eines Eunuchen in das Haus seiner Geliebten hat einschmuggeln lassen, berichtet über sein Erlebnis: «Das Mädchen sitzt in der Kammer, schaut hinauf zu einem Bild, das dort gemalt war. Da war also gemalt, wie Jupiter einst Danaë den goldnen Regen, sagt man, in den Schoss geschickt. Auch ich begann das zu betrachten, und weil der Gott schon damals ein ähnlich Spiel wie ich getrieben, da freute ich mich noch viel mehr darüber, dass der Gott in einen Menschen sich verwandelt hatte und übers Dach in fremde Häuser sich heimlich eingeschlichen durch den Hof, um hinters Licht zu führen eine Frau. Doch was für ein Gott! Der des Himmels höchste Sphären jäh mit Donnerklang erfüllt! Und ich, ein kleiner Mensch, sollte das nicht tun? Ich hab's wahrhaft getan, und mit Genuss!» (Terenz, *Eunuchus* 583–591). Auch das Hantieren mit dem Fächer spielt im Fortgang des Berichts eine Rolle; Poggio hat auch da Terenzens Wendung wörtlich aufgenommen.

- ¹⁰ Gemeint ist insbesondere der Gemeinbesitz von Frauen und Kindern, den Platon, der griechische Philosoph des 4. Jahrhunderts v. Chr., in seinem Werk über den Staat (457c ff.) diskutiert.
- ¹¹ *Heautontimorumenos* (griechisch «einer, der sich selber kasteit, quält»), Titel einer Komödie des Terenz. Zwei völlig gegensätzliche Charaktere stehen sich in der Eingangsszene dieses Stücks gegenüber: Menedemus ernst, verhärtet, von strengen Auffassungen einerseits, auf der andern Seite Chremes, leicht, lebens- und überlegen-teilnahmsvoll, der Sprecher des bis heute sprichwörtlichen *homo sum: humani nihil a me alienum puto* (ein Mensch bin ich: nichts dünkt mich fremd, was menschlich ist, Vers 77).
- ¹² Wörtliches Komödienzitat; von einem Liebhaber, dessen Geliebte in der Hand eines Kupplers ist, heisst es: «Es blieb ihm nichts anderes, als an ihr seine Augen zu weiden, ihr nachzugehen, sie in die Musikschule zu begleiten und wieder heimzuführen» (Terenz, *Phormio* 85 f.).
- ¹³ *ambire, ambitus* (werben, Bewerbung) bezeichnen im antiken Rom ursprünglich das Umherziehen der Kandidaten, die um Wahlstimmen werben. Auswüchse wurden in immer neuen Anläufen durch einschränkende Gesetze (*leges de ambitu*) bekämpft. Daneben lässt sich gelegentlich der Gebrauch im Sinne von «Werben um eine Frau» belegen. Die Übersetzung ist dem Wort- und Gedankenspiel nicht gewachsen.
- ¹⁴ Die Vestalinnen, Priesterinnen der Herdgöttin Vesta im antiken Rom, waren zur Keuschheit und Ehelosigkeit verpflichtet. Poggio meint hier natürlich Nonnen.
- ¹⁵ Gleichsam ein rühmender Grabspruch für einen, der sein ganzes Leben dem Vergnügen weihte: *vixit, dum vixit, bene* (Terenz, *Hecyra* 461), schon im Terenzischen Zusammenhang als Sentenz bezeichnet.
- ¹⁶ «Unter Freunden ist alles gemein», als griechisches Sprichwort bei römischen Autoren mehrfach bezeugt, zuerst Terenz, *Adelphen* 803 f.; verschiedentlich bei Cicero, u. a. *De officiis* 1, 51. Zu Leonardo vgl. Anm. 2.
- ¹⁷ Vermutlich drei Mitglieder der Familie Medici in Florenz: Nicola Medici, Schüler Brunis, und die Brüder Lorenzo Medici (1395–1440) und Cosimo Medici (1389–1464).

Hans Jörg Schweizer